

Frank Früchtel | Mischa Straßner |
Christian Schwarzloos (Hrsg.)

Relationale Sozialarbeit

Versammelnde, vernetzende und
kooperative Hilfeformen

BELTZ JUVENTA

Hilfe als kollaboratives Gemeingut

Frank Früchtel

Die Methoden, die in dieser Anthologie vorgestellt werden, vermitteln einen Eindruck davon, wie eine relationale Sozialarbeit in der Praxis konkret ausgeformt sein und welche verbindenden Effekte sie auf die Beteiligten haben kann. Doch das versammelnde und kooperative Prinzip eröffnet darüber hinaus eine mindestens sozialpolitische Dimension, die sichtbar wird, wenn man soziale Hilfe als „kollaboratives Gemeingut“ begreift.

Was damit gemeint ist, wollen wir anhand einer fachfremden Feldstudie verdeutlichen, die ein kollaboratives System der Küstenfischerei untersuchte.

In den 1970er Jahren erforschte Fitkret Berkes von der Manitoba Universität in Kanada, wie sich im türkischen Alanya etwa 100 ortsansässige Fischer organisierten. Ihre ökonomische Existenz war stets davon bedroht, dass alle um die besten Fangplätze konkurrierten. Jeder Fischer musste immer früher losfahren, um einen guten Platz zu bekommen, stellte dann jedoch häufig fest, dass andere noch früher aufgestanden waren. Oft tummelten sich dann viele Boote an einem Platz und behinderten sich gegenseitig. Aus der ökonomischen Bedrohung entstanden heftige persönliche Konflikte und sogar Feindschaften unter den Fischern und auch der Fischbestand litt darunter erheblich. Als die Fischer erkannten, dass es so nicht mehr weitergehen konnte, gründeten sie, mit Unterstützung der örtlichen Fischereibehörde, eine Genossenschaft. Zusammen arbeiteten sie ein ausgeklügeltes System der Zuteilung von Fangplätzen aus, das nach einer mehrjährigen Experimentierphase gut funktionierte: Jedes Jahr wurden zwei Listen erstellt. Die eine beinhaltete die Namen der fangberechtigten Fischer, die andere führte alle Fangplätze kartographisch genau auf. Diese wurden so weiträumig definiert, dass die Wanderung der Fische nicht behindert wurde und sich die Fischer nicht ins Gehege kamen. Am Beginn der Fangsaison wurden Lose gezogen und jeder Fischer erhielt so seinen Startfangplatz, den er an einem gemeinsam festgelegten Tag besuchte. Von nun an fuhren alle Fischer täglich zum nächst östlich gelegenen Fangplatz weiter. So landete jeder Fischer gleich oft an guten und schlechten Fangplätzen. Kontrolliert wurde dieses Rotationssystem durch die Fischer selbst, da die nachrückenden Fischer sofort bemerkten, wenn ein Fischer zu lange an einem guten Platz bleiben wollte. Unstimmigkeiten ließen sich in der örtlichen Fischerkneipe meist bereinigen. Gelang dies einmal nicht, so trat die staatliche Fischereibehörde als Schlichter auf, die aber die Zuständigkeit für lokale Vereinbarungen der Genossenschaft der Fischer übertragen hatte. Sie wurde nur tätig, um das von den Fischern selbst entwickelte Rotationssystem zu unterstützen –

administrativ und mediativ. Staatliche Beamte unterstützten zwar die Kartierung mit geographischer Technik, hätten aber solch ein Rotationssystem nicht selbst ausarbeiten können. Denn nur die ortskundigen Fischer kannten die Lage und Qualität der Fangplätze so genau und nur sie waren in der Lage, die Karte ob der steten Naturveränderungen aktuell zu halten. Selbst wenn dies eine gut ausgestattete Planungsabteilung mit erheblichem Forschungsaufwand hätte leisten können, wäre sie dennoch nicht in der Lage gewesen, zu überwachen, was die 100 Fischerboote jeden Tag auf dem Meer machten. Das System funktionierte, weil es das eigene System der Fischer war, von dem sie überzeugt waren und das daher auch der Mühe, Kraft und Zeit wert war, es selbst zu verwalten und zu überwachen. Durch den fortwährend nötigen Austausch und die Absprachen entstand eine hohe Kommunikationsdichte zwischen den Beteiligten und das Gefühl, im Grunde in einem Boot zu sitzen. (Ostrom 1999, S. 24 ff.)

Obgleich fachfremd, lassen sich aus dem Beispiel transdisziplinäre Schlüsse für die Vorstellung von Hilfe als kollaborativem Gemeingut ziehen. Denn darin zeigt sich ein System, das sich weder einseitig dem interessengesteuerten Markt noch der prinzipiengesteuerten staatlichen Steuerung zurechnen lässt, aber in Kombination mit beiden eine beachtliche ökosoziale Wirkung erzeugt. Die Aufgabe der Fachkräfte liegt darin, Verbindungen zu schaffen und Prozesse zu organisieren, in denen sich Menschen begegnen und Ansatzpunkte für gegenseitige Hilfe entdecken können.

Wie das im Bereich der Sozialen Arbeit aussehen kann, illustriert das folgende Beispiel aus Singapur:

Fünf Eltern, denen es aus unterschiedlichen Gründen schwer fiel, ihre Kinder jeden Morgen in unseren Kindergarten zu bringen, ließen sich auf unseren Vorschlag ein, gemeinsam zu überlegen, was man tun könnte. Diese Eltern lebten in der gleichen Nachbarschaft und wir organisierten ein Treffen. Obwohl sie Nachbarn waren, hatten diese Menschen noch nie wirklich miteinander gesprochen. Wir setzten uns in einen Kreis, und um das Eis zu brechen, fragten wir nach einer Geschichte: „Wie war es für Sie als Kind zur Schule zu gehen?“ Die erstaunlich offenen Antworten der Eltern erzeugten eine fast nostalgische Atmosphäre: „Ich erinnere mich, wie man mich aufforderte auf einen Stuhl zu steigen, weil ich kein Englisch konnte“. Die Mutter erzählte, dass sie als Vorschulkind keinerlei Förderung bekommen habe und für lange Zeit nicht verstand, worum es in der Schule überhaupt ging. Daraufhin berichtete ein Vater, dass ihm mit einem Lineal auf die Finger geschlagen wurde, weil er nicht ordentlich geschrieben habe. Er hätte einfach nicht gelernt, den Füller richtig zu halten. Nicht alle Eltern berichteten von solch schmerzlichen Erfahrungen. Jemand erzählte wie viel Freude ihm die Schule bereitet hatte, auch wenn das Gelernte zu Hause niemanden interessiert hatte.

Wir setzten das Gespräch mit einem Zitat von Victor Hugo fort: „Jener, der eine Schultür öffnet, schließt ein Gefängnis“ und fragten nach den Gedanken der Eltern. Eine Mutter sagte spontan, dass viele Gefängnisinsassen vermutlich einen niedrigen Bildungsstand hätten. Keinen Schulabschluss zu haben, „vergrößere wahrscheinlich das Risiko mit dem Gesetz in Konflikt zu geraten“. Ihre buchstäbliche Interpretation des Zitats brachte die Gruppe zum Verstummen. Dann merkte jemand an, es könnte auch heißen, Unwissenheit sei wie ein Gefängnis. Ohne Ausbildung und Wissen fühle man sich gefangen, weil man weniger Arbeitsperspektiven habe und geringere Möglichkeiten für ein erfülltes Leben. Das Gespräch drehte sich daraufhin erst um Bildung im Allgemeinen und schließlich konkret um Schule und Kindergarten. Es veranlasste die versammelten Eltern darüber nachzudenken, wie man sich gegenseitig helfen könnte, um die Kinder am Morgen in den Kindergarten oder zur Schule zu bringen. Eine Mutter mit ihrem Baby auf dem Arm fasste sich ein Herz und erzählte von ihren allmorgendlichen Schwierigkeiten beim Vorbereiten ihrer Kinder. Es sei einfach „zu viel“ die Älteren zum Waschen, Anziehen und Essen zu bewegen, während das Baby weint, gewickelt und gestillt werden will. Daraufhin bot eine andere Mutter spontan an, ihre Kinder morgens mitzunehmen. Beide unterhielten sich dann darüber wie man mit zwei eigenen und zwei fremden Kindern heil durch den morgendlichen Großstadtverkehr kommt. Andere Eltern beteiligten sich an dem Gespräch und schlussendlich kam man gemeinsam zu der Lösung, dass die Mutter für die Zeit ihres Hin- und Rückwegs zu Schule und Kindergarten ihr Baby zu einer der anwesenden Nachbarinnen bringen könne. Weitere Schwierigkeiten wurden besprochen und Vereinbarungen getroffen. Heute kann man noch nicht sagen, wie lange diese Lösungen funktionieren werden, aber mit Sicherheit kann man jetzt schon sagen, dass dieses Zusammenkommen von Nachbarn, die einander helfen wollen, hilfreich war. Die Versammlung endete damit, dass alle zusammen den ersten Geburtstag des kleinen Babys feierten. (Gerard Ee¹)

In beiden Beispielen lässt sich eine Art Vergemeinschaftung eines Problems beobachten, was schließlich eine kooperative Lösung bzw. Hilfeleistung, somit ein kollaboratives Unternehmen zur Folge hat.

Das mag in einer Moderne, in der eine staatlich geregelte Privatisierung und Ökonomisierung von Eigentum und Leben, und damit auch von Problemen und Hilfe stattgefunden hat, ungewöhnlich erscheinen. Denn diese modernen gesellschaftlichen Entwicklungen wirken sich darauf aus, wie Probleme heutzutage üblicherweise wahrgenommen und gelöst werden. Zum einen werden solche Probleme eher als individuelle, teilweise gar selbst verschuldete Angelegenheit eingeordnet, für deren Abhilfe der Einzelne im Rahmen seiner Privatsphäre alleine verantwortlich ist. Zu dieser Idee passt

1 Gerard Ee ist leitendes Mitglied von *Beyond Social Services*, einer NGO in Singapur, die Bürger, Fachkräfte und interessierte Externe als „member“ begreift, die zusammen etwas für ihre „community“ erreichen wollen.

ein Sozialstaat, der einschreitet, wenn die private Problemlösung scheitert und ein gesetzlicher Leistungsanspruch vorliegt. Er vollzieht das mit eigens dafür ausgebildetem Personal in Form individueller Hilfeleistungen. Denn im Zuge der Ökonomisierung der Arbeitskraft wurde auch das Helfen zu einem Beruf. Helfer und Hilfeempfänger differenzierten sich in zwei grundsätzlich unterschiedene Rollen aus.

Problemvergemeinschaftung und Gegenseitigkeit sind in diesem System nur noch in Steuerzahlungen abstrakt erkennbar, aber nicht mehr direkt erfahrbar.

Was heute gesellschaftlich so selbstverständlich erscheint, ist jedoch auch anders denkbar. Das zeigt sowohl ein Blick in unsere Vergangenheit, als auch ein Blick auf aktuelle Entwicklungen.²

In der Menschheitsgeschichte fand das Leben bis zur Moderne mehr oder weniger öffentlich statt. In „praktisch jeder uns bekannten Gesellschaft vor der Neuzeit badeten die Leute gemeinsam, urinierten oder defäkierten öffentlich, aßen aus gemeinsamen Tellern, tauschten öffentlich sexuelle Intimitäten aus und schliefen zu vielen in einem Bett. Erst in der modernen Ära begannen die Menschen, sich hinter verschlossene Türen zurückzuziehen. Das Leben des Bürgers wurde eine private Angelegenheit“ (Rifkin 2014, S. 114). Heute sind die *Privatsphäre* und damit der Ausschluss der anderen („my home is my castle“), so normal geworden, dass sie uns quasi als Naturrecht erscheint. Das Private als Kennzeichen einer modernen Entwicklung gilt auch für unseren Begriff von Eigentum. Es wird heute als *Privatbesitz* verstanden, über den man autonom verfügen kann. Hingegen galt z.B. im Mittelalter Eigentum nicht als exklusiver Besitz, sondern jede Verfügungsgewalt über die Dinge ging einher mit Verantwortung und Verpflichtungen. Da alles Teil der Schöpfung war, konnte nichts einer Person ganz und gar gehören. Stattdessen stellte man sich die gesellschaftliche Welt als „große Kette der Wesen“ vor, als ein Hin-und-her-Fließen von Geben und Nehmen, von Rechten und Verantwortlichkeiten gemäß einem Kanon von Verpflichtungen, die das Funktionieren der Schöpfung garantierten.

2 Übrigens weisen auch neurowissenschaftliche Erkenntnisse darauf hin, dass unsere Spezies ein grundlegend sozial ausgerichtetes Wesen ist. Unser Denkapparat und unsere Gewohnheiten fußen auf sozialen Beziehungen und sind auf Empathie programmiert (vgl. Hüther 2013, S. 32). Auch Bolby hat mit der Bindungstheorie darauf hingewiesen, dass Menschen die weitestläufigste Zeit in Gemeinschaften lebten und sich eine ganze Gruppe um ein Kind kümmerte. Deswegen sind kleine Kinder schon sehr früh so kommunikativ. Unser evolutionäres Überleben scheint weit mehr von unserem Sinn für Kollaboration abhängig zu sein, als von unseren kämpferischen Neigungen. Selbst Darwin (1871/2006) hatte diese Vermutung in seinem späteren Werk „Descent of Man“ geäußert.

Das änderte sich in der Zeit der Reformation, als Luther der Idee einer feudalen Kosmologie die persönliche, direkte Beziehung entgegensetzte, die jeder Gläubige für sich selbst mit Gott hatte. Das passte gut zu den auf Individualität, Leistung und Besitz begründeten Befreiungsbewegungen des Bürgertums (vgl. Ceming 2012, S. 29), die überall in Zentraleuropa zu Einhegungen führten. Gemeinschaftlich genutztes Land wurde mehr und mehr in Privatbesitz überführt und wie die Arbeitskraft zu einer Ware, die auf dem Markt getauscht werden konnte.

Aus wirtschaftswissenschaftlicher Sicht wurde dieser Privatisierungsprozess später als Überwindung der „Tragik der Allmende“ (des Gemeinguts) beschrieben. *Hardin* (1968) legte mit seinem vielbeachteten Aufsatz eingehend dar, warum die sukzessive Überführung der Allmende in Privateigentum zu einer erheblichen Steigerung des Wohlstandes führen konnte. Er zeigte auf, wie Gemeingüter, die allen gehören, dazu einladen, sie über Gebühr auszubeuten, ohne den eigenen Verpflichtungen ihrer Erhaltung nachzukommen. Dadurch würden Allmenden suboptimal gepflegt oder gar in ihrer Substanz geschädigt, sodass letztendlich nur ein geringer Grad an Wohlstand möglich sei. Hardins These des Widerspruchs zwischen Eigeninteresse und Gemeingut passte gut zu anderen namhaften Theorien und wurde lange als eine Art soziales Naturgesetz angesehen: Menschen verhalten sich rational, wenn sie ihre eigenen Interessen in einer Weise verfolgen, die ihnen selbst möglichst geringe Kosten verursacht, auch wenn dies auf Kosten anderer geschieht. *Adam Smiths* Theorie des Wettbewerbs am Markt, die von der Spieltheorie verallgemeinert wurde, besagt entsprechend, dass die rationalsten Züge immer die eigennützigen seien. Wenn sich die Spieler gegenseitig perfekt in den Egoismus des anderen hineinversetzen, entstehe das sog. *Nash-Gleichgewicht*. Und wenn das nicht gelingt, so wird *Hobbes* mächtiger Staat nötig, um die Egoisten der Einzelnen im Zaum zu halten. Der selbstbezogene *homo oeconomicus* sei auf diese Weise bei der Vermehrung des Privatbesitzes erfolgreich und schaffe, gerade wenn Wettbewerb ohne Kooperation zwischen den Einzelnen besteht, Wohlstand. Die marktwirtschaftliche Grundannahme besagt, dass durch Konkurrenz Preise sinken und sogar Leistungen besser werden.

Rose fertigte in den 80ern eine Gegenschrift zu Hardins These und zeigte in „*The comedy of the commons*“ (1986), dass weite Bereiche von Natur und Kultur nicht zum Privateigentum geeignet sind und sogar nur dann ökologisch erhalten werden können oder sozialen Wert entfalten können, wenn sie allen gemeinsam gehören und alle Verantwortung übernehmen bzw. Zugang haben. Luft, Wasser, Straßen, Dorfplätze oder auch das Internet sind nicht nur deswegen Allmenden geblieben, weil sie schwer aufzuteilen sind, sondern weil sie nur in gemeinsamer Verantwortung ökologisch bewahrt werden können.

Zudem wird der Raum der Allmende nicht selten gerade durch die intensive Nutzung von vielen wertvoller: Je mehr Menschen an einem Festival teilnehmen, desto höher ist dessen Wert für jeden Einzelnen. Je beliebter ein Platz, desto wertvoller ist er für alle. Je mehr Menschen eine Internetplattform nutzen, desto höher der Nutzen für den Einzelnen. Genauso wenig wie Freundschaft privatisiert oder unter staatliche Aufsicht gestellt werden kann, funktioniert dies für unser „Recht“ Zugang zu anderen zu haben, sich zu verbinden und zu verbünden, uns aneinander zu erfreuen, etwas zusammen zu unternehmen etc.

Diese grundsätzlichen Bedürfnisse und Gepflogenheiten sind älter als Staat und Markt und dürfen nicht davon vereinnahmt werden, gleichwohl sie staatlichem Schutz und ökonomischer Förderung bedürfen.³ So kann unser Recht auf Zugang und Teilhabe mit den Mitteln des formalen Rechts zwar geschützt, aber nur begrenzt realisiert werden. Denn es fußt auf einem gemeinsam geteilten Raum, sowie Zuwendung, Anerkennung durch andere und sozialer Berührung. Rose schlussfolgert: In der Sphäre der Allmende, des kollaborativen Besitzes, muss der Anspruch des Sozialen in Relation zu Ökonomie und Staat mehr Gewicht haben, weil die Wichtigkeit der Allmende als sozialer Raum für die inklusiven Wirkungen der Gesellschaft immens hoch anzusiedeln ist.

Elinor Ostrom untersuchte lebenslang wie kollaborative Gemeingüter verfasst sein müssen, damit sie soziale Wirkungen erzielen können, die den rein funktionalen Effekten von Staat und Markt überlegen sein können. Sie erhielt dafür 2009 den Nobelpreis für Ökonomie. Ostrom zeigt an vielen Beispielen, wie Menschen bei der Verwaltung von Gemeingütern oft das Interesse der Gemeinschaft und die Bewahrung der gemeinsamen Ressourcen über das eigene Interesse stellen. Das gilt auch wenn sie nicht im Wohlstand schwelgen und sie leicht die Gelegenheit hätten, sich einen persönlichen Vorteil zu verschaffen. Allmenden florieren durch persönliche Bekanntschaft, beständige Zusammenarbeit und direktes Feedback. Durch persönliche Nähe und interaktionale Dichte entstehen soziale Bande, die sowohl Verantwortung als auch Sanktionen bewirken. Allmenden verfügen über unterschiedliche soziale Kontrollsysteme, wobei materielle Sanktionen nur eine untergeordnete Rolle spielen. Die wesentlichen funktionalen Wirkungen gehen von sozialer Anerkennung oder Ansehensverlust, von Ehre oder Scham, aber auch von Mitgefühl aus. Kontrolle ist am wirksamsten wenn sie möglichst sozial, d.h., durch die direkt Betroffenen, Beteiligten und Bekannten erfolgt. Gleichzeitig

³ Vgl. den Streit über die kostenlose Verfügbarkeit des Internets, das allen gleichermaßen zugänglich sein soll und gerade darin seine Vielschichtigkeit und demokratisierende Wirkung hat.

verstärken sich dadurch die Verbindungen und Übereinstimmungen zwischen den Beteiligten. Ostrom findet folgende „integrale Prinzipien der Allmende“:

1. Möglichkeiten der Beteiligten für den persönlichen Kontakt und persönliche Bekanntschaft. In manchen Allmenden kann das durch klare Grenzen erreicht werden, die die Zahl der Beteiligten klein halten (z.B. der gemeinsame Besitz eines Wohnmobils) oder die Verantwortlichkeiten eindeutig markieren (z.B. im Falle der Verwandtschaft, wenn ein Familienmitglied in Schwierigkeiten steckt).
2. Eine Art genossenschaftlicher Organisationsform, in der alle Mitglieder ein geregeltes Mitspracherecht haben, sich verständigen und Vereinbarungen schließen.
3. Durch die Mitglieder selbst festgelegte Regeln des Umgangs mit der gemeinsamen Ressource, die auch von diesen selbst durch abgestufte maßvolle Sanktionen überwacht werden.
4. Zugang der Allmende zu staatlicher oder privater Hilfe und Konfliktmediation.
5. Die rechtliche Anerkennung und der Schutz des Staates: Die Allmende existiert nicht autark, sondern braucht eine Umwelt, die den Rahmen für ihre Selbstorganisation schützt (vgl. Ostrom 2011, S. 85 f. und Ostrom 1999, S. 117 f.).

Die eher traditionellen Allmenden erscheinen uns inzwischen oft fremd, weil das moderne Zusammenspiel von Wirtschaft und Staat so allgegenwärtig geworden ist, dass es uns selbstverständlicher und naheliegender erscheint als herkömmliche selbstorganisierte Systeme.

Berücksichtigt man jedoch aktuelle Entwicklungsformen von Kollaboration und Gemeingut, so zeigt sich darin auch ein neuer Eigentumsbegriff, der wiederum der alten Vorstellung von Eigentum als gemeinsamer und geteilter Verantwortung ähnelt. Der amerikanische Soziologe *Jeremy Rifkin* beschreibt in gewisser Weise zeitgenössische Allmenden, wenn er sich auf die Internetgeneration bezieht. Diese definiere Freiheit nicht mehr negativ, als Recht, andere ausschließen zu können, sondern positiv als Recht dazuzugehören: Je mehr Beziehungen, je vielfältiger und intensiver die Verbindungen und das Wissen voneinander, desto mehr Freiheit. Das Internet öffne die private Abgeschlossenheit wieder: Die Jüngeren, aber auch diejenigen, die von sozialem Kapital leben, posten Details ihres Alltags in Facebook, WhatsApp, YouTube und Twitter. In den Sozialen Netzwerken ist Freiheit nicht mehr an die Privatsphäre gebunden. Persönlichkeit findet ihren Ausdruck im Teilen intimer Information und Transparenz (vgl. Rifkin 2014, S. 239). Öffentliche

Feedbacks erzeugen in gewisser Weise die Möglichkeit der Zurechenbarkeit und sozialen Kontrolle, die in der Überschaubarkeit der traditionellen Allmende gewährleistet waren. Sicher gehen Risiken mit dieser Entwicklung einher, aber Fakt ist, dass sich immer mehr Menschen miteinander vernetzen und privates Wissen teilen. Mit einer Apple Watch „vermittelaltert“ sich die moderne Aufteilung von privat und öffentlich bis zu den Biodaten des eigenen Körpers und zur Libido – wie die Rides-of-Glory-Auswertungen von Uber⁴ zeigen.

Soziale Tauschbörsen wie *Couchsurfing* unterscheiden sich von kommerziell orientierten Anbietern dadurch, dass Aufenthalte in einer fremden Wohnung eher wie Gastfreundschaft als wie Dienstleistung gestaltet werden: Man setzt sich zusammen, unterhält sich, lernt Leute kennen, schließt Freundschaften und revanchiert sich. Der soziale Nutzen wird dem funktionalen eher übergeordnet. Auch *RentThatToy!* ist eine Plattform ähnlich dem Car-Sharing. Man behält Spielzeug nur für eine gewisse Zeit und die Kleinen lernen schon früh, dass materieller Besitz etwas sein kann, an dem man eine Zeit lang seine Freude hat und dennoch mit anderen teilt. Die Website *Genealogy.net* führt Menschen zusammen, die kollaborativ an ihrem Stammbaum arbeiten. Man tauscht sich aus, hilft sich mit Informationen, stellt Verbindungen fest und bringt sich über das gemeinsame Arbeiten zusammen. *PatientsLikeMe* und *CureTogether* sind patientengesteuerte Gesundheitsnetzwerke. 200.000 Patienten verfolgen 1800 Krankheiten. Menschen mit ähnlicher Krankheitsgeschichte tauschen sich im Internet über Erfahrungen und Erfolge von Behandlungen weltweit aus. Personen mit ähnlicher DNS, die sich im Internet verbinden, können ihre Lebensgewohnheiten vergleichen und so medizinische Forschung betreiben.

Auch in der *Sharing Economy* ist man mehr vom Sammeln von Sozialkapital abhängig als von der Anhäufung ökonomischem Privatkapitals.⁵ Rifkin zeigt an Beispielen gegenseitige wirtschaftliche Hilfeprozesse, die ähnlich wie *Raiffeisens* Genossenschaften (vgl. Arnold/Lamparter 1985) oder die Mikrokredite von *Muhammad Yunus* (2010) *Grameen Bank* funktionieren, wie z. B.

4 Vgl. sanfrancisco.cbslocal.com/2014/11/18/uber-crunches-user-data-to-determine-where-the-most-one-night-stands-come-from (Abfrage 14.08.2015)

5 Wobei der Bourdieusche Begriff „Sozial-Kapital“ zu stark die „Verwertung“ von Sozialbeziehungen betont, denn diese entfalten sich dann gut, wenn der Zweck in ihnen selbst liegt. „Menschen der Wohlstandswelt“, schreibt Norbert Bolz, „genügt es nicht mehr, sich selbst zu verwirklichen.“ Das sei nicht die oberste Stufe von Maslows Pyramide. Es gehe um mehr, nämlich um Selbsttranszendierung: „Es genügt uns nicht, einen Job, Geld und Freizeit zu haben [...] Mit dem Sieg des Kapitalismus wurde der Blick wieder frei auf die nichtökonomischen Kräfte, die sozialen und moralischen Werte, das Begehren nach Anerkennung. Unser Blick wurde aber auch wieder frei für die andere Seite der Vernunft, also für Gefühle und Geschichten“ (Bolz 2009, S. 21).

Crowdfunding und *Peer-to-peer-Kredite*. Sie legen die Kontrolle in die Hände der Peers und Befürworter und haben neben dem funktionalen Nutzen einen inklusiv-verbindenden Effekt.

Bezieht man die vorangestellten Überlegungen auf das Problem der sozialen Hilfe, so zeigt sich, dass das System von Privateigentum und staatlichem Ausgleich eine gewisse Unzulänglichkeit erzeugt: Wenn Menschen einander nur helfen, wenn sie einen unmittelbaren Vorteil daraus ziehen können, ist massenhaftes Leid nur zu verhindern, wenn staatlich organisierte Hilfe dieses Marktversagen kompensiert. Gelingt der sozialstaatliche Ausgleich, entsteht ein stabiles System, in dem Privateigentum, Privatsphäre und sozialstaatliche Leistungsansprüche und professionelle Hilfe sich einander in einer dauerhaft funktionalen, aber nicht sozialen Weise ergänzen: „Zu mir kommen nur Menschen, die dafür bezahlt werden. Es gibt für mich keine kostenlosen Beziehungen mehr und keinen Austausch, der nicht auf einer professionellen Verpflichtung beruht. Für den, der aus der Gesellschaft ausgeschlossen wird, ist der Andere das einzig Wichtige“ (Pozzo di Borgo et al. 2012, S. 37). Zudem wird stillschweigend in diesem Modell die Motivation von Menschen vorausgesetzt, einen beachtlichen Teil ihres erwirtschafteten Erfolgs für sozialstaatliche Transfers zur Verfügung zu stellen. Aber auch dies ließe sich als eigenützige Investition in einen nachhaltigen Wohlstand interpretieren. Unterstellt man, dass menschliches Verhalten in erster Linie vom Eigennutz getrieben wäre, der durch staatliche Herrschaft bezähmt wird, scheint ein Hilfesystem, das auf Zusammenhalt, Zusammenarbeit und gegenseitige Hilfe setzt, unrealistisch.

Aus einer Perspektive, die Hilfe im oben genannten Sinne als kollaboratives Gemeingut und als wechselseitiges Geschehen auffasst, werden diese verbreiteten Vorstellungen jedoch infrage gestellt, bzw. erweitert.

Doch kann man Hilfeprozesse überhaupt so definieren und ausrichten, dass das Soziale und Gemeinsame dabei im Vordergrund steht? Und wie müsste eine solche Hilfe organisiert sein, damit nicht nur die funktionale Logik eines rein instrumentellen Ausgleichs herrscht?

Dazu berichten wir im Folgenden exemplarisch von zwei weiteren Beispielen, in denen es gelang, jeweils eine Art professionell gerahmter Hilfeallmende zu schaffen.

Ein geliehener Freundeskreis schafft neue Relationen und gute Unterhaltung

Herr Schröder ist Bewohner einer Einrichtung für psychisch erkrankte Menschen, da er laut Facharzt diagnose an einer sozialen Phobie leidet. Er lebt dort sehr isoliert. Die professionellen Betreuungsleistungen beziehen sich laut Hilfeplan auf „stabilisierende Gespräche im Alltag“, „Erhaltung der Wohnfähigkeit“ und „Hilfe im Haushalt“. Das findet die neue Praktikantin Frau Weinhaus nicht aufregend genug. Denn sie weiß, dass Herr Schröder von sich behauptet gut singen zu können. Gehört hat ihn jedoch noch niemand. Frau Weinhaus will wissen, was es mit diesem Gerücht auf sich hat und beginnt ein musikalisches Coming out für Herrn Schröder zu planen. Jede Woche finden in der „Fürstenhalle“ Karaoke-Events statt, bei denen sie selbst mit ihrer Clique oft zu Gast ist. Dazu lädt sie Herrn Schröder ein, weil sie ihn gerne einmal singen hören möchte. Dieser findet das Angebot reizvoll und kommt mit, traut sich dann aber doch nicht, während der gut besuchten Veranstaltung zu singen. Die vielen Menschen, die zugehört hätten, überforderten ihn. Er genießt es zwar den Abend über unter Leuten zu sein, ist aber auch von sich selbst enttäuscht und kündigt an, dass er sich vor einem überschaubaren Publikum ein Herz fassen würde. Frau Weinhaus nimmt die Offerte ernst und gibt nicht auf. Als Stammkundin nutzt sie nun ihren guten Draht zum Geschäftsführer der Fürstenhalle, um einen kleineren Kreis zu organisieren. In der nächsten Woche werden sie, ihr Freundeskreis und Herr Schröder eine Stunde früher eingelassen. Auch das Team der Karaokehalle ist zugegen. Als alle beginnen Herrn Schröder anzufeuern und ihm schließlich noch der Geschäftsführer einen Klapps auf den Hintern gibt, mit den Worten „Komm Süßer, sing mal was Schönes für uns!“, lässt dieser sich zu seinem ersten öffentlichen Song hinreißen. Seitdem gehört er zu den Stammkunden der Fürstenhalle. Wenn er kommt, begrüßen ihn das Team und der Geschäftsführer persönlich, man plaudert miteinander und im Laufe des Abends singt Herr Schröder mit einer Stimme, die auch großes Publikum beeindruckt.

Probleme, die verbinden, wenn man sie teilt

Vier Mütter, die eine ähnliche Sorge hinsichtlich des Drogenkonsums ihrer Kinder teilten, trafen sich mit uns. Die Entschlossenheit der Mütter, ihre Kinder vom Drogenkonsum zu schützen, war ermutigend, aber es war traurig, deren Erschöpfung und Selbstzweifel zu sehen. Sie fragten sich was sie als Eltern falsch gemacht haben und wann ihre Kinder begreifen würden, dass sie sich selbst schädigten. Die Mütter wiederholten immer wieder, ihre Söhne nicht aufgeben zu wollen, weil sie alle gute Jungs seien. Wir bestätigten dies, indem wir Beispiele erzählten wie die Söhne uns im Jugendzentrum immer wieder geholfen hatten. Am Ende des Treffens hatten die Mütter ein Alarmsystem entwickelt, in welches sie auch einige Freunde aus der Nachbarschaft einbezogen. Die Mütter wollten sich umgehend informieren falls einer der

Jungs beim Konsum ertappt würde oder sich verdächtig verhielte. Sie einigten sich darauf, dass alle Söhne um 22.00 Uhr zu Hause sein sollten und vereinbarten, alle Kinder wie die eigenen zu behandeln. Nach dem Motto "your child is my child" wollte man auch auf die Kinder der anderen achten und diese nach Hause bringen, wenn sie spätabends noch in der Nachbarschaft umherzogen. Die Mütter sprachen ebenfalls über die Leidenschaft der Söhne Fahrrad zu fahren und organisierten mit unserer Unterstützung eine Fahrradtour für alle Familien während der kommenden Schulferien. Man begann auch über die Väter zu sprechen, deren Rolle, deren Abwesenheit und deren Einfluss. Darüber wollten die Mütter weiterreden und wir Fachkräfte verließen das Treffen hoffnungsvoll und beeindruckt. (Gerard Ee)

Diese zwei kleinen Beispiele machen schon deutlich, wie verhältnismäßig einfach relationale Prinzipien in gängigen Hilfeanlässen umgesetzt und übertragen werden können, wenn man damit beginnt die bisherige instrumentelle Legitimationsbasis stärker an den Prinzipien der Allmende zu orientieren:

- Verschiedene Aspekte des Bezogenseins werden zum Organisationsprinzip von Hilfe gemacht: Räumliche Nähe, Herkunft, unterschiedliche Formen der persönlichen Bekanntschaft, ob Freundschaften, Internet-Bekanntschaften, klassische Verwandtschaftsbeziehungen oder andere.
- Hilfe wird als Versammlungs-, Verständigungs- und Vereinbarungsprozess organisiert – und zwar nicht in erster Line zwischen Fachkräften, sondern zwischen Betroffenen und einer potenziell unendlich großen Zahl von Beteiligten.
- Die Hilfe lässt partikulare genauso wie universelle Regeln gelten, also solche, die staatlich gesetzt sind und solche, die sich die Beteiligten selbst schaffen, um sich zu helfen, dabei zu kontrollieren und sich für das Gemeinsame zu engagieren.
- Die gegenwärtige Praxis ist meist auf die unmittelbar Betroffenen als die Leistungsberechtigten konzentriert und verengt den Blick und bewirkt häufig Crowding-Out-Prozesse. Stattdessen müsste man professionelle Hilfe und staatliches Wächteramt so gestalten, dass sie kollaborative Hilfe ermöglichen, unterstützen und hervorrufen.
- Professionelle Hilfe sieht ihre zentrale Aufgabe in der Entdeckung und Vermittlung eines ausreichend großen Kreises von Interessierten, Beteiligten und Betroffenen. Auch wenn dieser möglicherweise nicht alleine die funktionale Problemlösung bewältigen kann, so schafft er doch mehr sozialen Rückhalt und Einbindung, als Fachkräfte es alleine jemals könnten. Zudem werden keine Fälle von einsamen Hilfekonsumenten erzeugt.

Das ist die überschaubare und praktikable Seite relationaler Ansätze in der Sozialen Arbeit. Doch das zugrunde liegende Prinzip weist darüber hinaus. Denn kollaborative Hilfeleistungen haben nicht nur im Rahmen der Sozialen Arbeit sozial verbindende Effekte, sie sind auch der Weg, wenn zentralistische, sozialtechnische oder marktmäßig organisierte Lösungswege an ihre Grenzen kommen. Diese Fälle treten z.B. ein, weil es keinen wirtschaftlich handelbaren Preis gibt oder weil institutionell gesteuerte Hilfs- und Kontrollmöglichkeiten mehr Nachteile als Vorteile erzeugen würden. In solchen Fällen bieten kollaborative Lösungen, bei der alle im Interesse gemeinsam geteilter Ressourcen, mit anderen Worten im Sinne eines kollaborativen Gemeinguts handeln, eine Alternative.⁶ Viele unserer gesellschaftlichen Herausforderungen wie Kinderschutz, Umweltschutz, Inklusion, Generationengerechtigkeit, bis hin zu staatlichen Schuldenkrisen sind nur zu lösen, wenn das Geteilte einen hohen Wert in Relation zum Eigenen bekommt. Wir brauchen dazu Prozesse, die neben technischen oder ökonomischen Erfolgen sozialen Reichtum erzeugen. Diesen kann man nicht direkt, im bürokratischen Sinn, durch Vorschriften, Maßnahmen, Programme oder Gesetze herstellen. Und die sozialen Ergebnisse fallen nicht besser aus, je straffer, strukturierter und effizienter die Prozesse organisiert sind. Doch es lassen sich günstige Voraussetzungen dafür schaffen, damit relationale Prozesse in Gang kommen und zu Problemlösungs- oder Organisationskulturen werden. Dazu brauchen wir Modelle, die in Organisationen wie Schulen, Unternehmen, Verwaltungen, sozialen Trägern usw. den immensen Grad an Durchrationalisierung reduzieren und stattdessen Spielräume dafür schaffen, damit sich Menschen beteiligen und begegnen können. Wir brauchen neuartige Wege bei denen Gemeinsames entdeckt und Kollaboration wahrscheinlich wird. Und wir brauchen Räume für „individualisierte Gemeinschaft“ (Hüther 2013, S. 76), Kommunen (lat. das Gemeinsame), in denen unsere Bedürfnisse nach individueller Freiheit genauso wie nach Zugehörigkeit realisierbar sind.

In den letzten 100 Jahren haben wir gelernt, dass Bürger, Patienten und Klienten nur durch entsprechende Fachkräfte begutachtet, gebildet, abgeurteilt, betreut, verwaltet und bemächtigt werden. Heute müssen wir lernen Prozesse und Organisationen als kollaboratives Gemeingut so zu gestalten, dass darin sozialer Mehrwert entsteht. Die Zeichen dafür stehen gut!

6 Ökologische Perspektiven sind hier wegweisend. Zwar kann man Umweltverschmutzungsrechte mit einem Preis versehen, oder man kann einen staatlichen Überwachungs- und Kontrollapparat aufbauen, aber diese Maßnahmen verblassen vor der einfachen Weisheit, dass wir die Erde nur von unseren Kindern geborgt haben. Es handelt sich um einen gemeinsamen, sich über Generationen spannenden und verantwortungsvollen „Besitz“, der in der Tat an die mittelalterliche „Kette der Wesen“ erinnert, in der primär die Verbindung und erst in zweiter Linie die Effektivität wesentlich war.

Literatur

- Bolz, Norbert (2009): Profit für alle, Hamburg: Murmann
- Ceming, Katharina (2012): Von Weltenbürgern, Gotteskindern und Buddhakeimlingen. Die Lehre von der universellen Verbundenheit in der westlichen und östlichen Geistes-tradition. In: Hübner, Gerald/Spannbauer, Christa (Hrsg.): Connectedness. Warum wir ein neues Weltbild brauchen. Bern: Huber. S. 29-42
- Darwin, Charles (1871/2006): Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl. In: Ders. Gesammelte Werke. Frankfurt/Main: Zweitausendeins
- Hardin, Garrett (1968): The Tragedy of the Commons. In: Science 13, December 1968: Vol. 162, S. 1243-1248. www.sciencemag.org/content/162/3859/1243.full (Abfrage: 15.08.2015)
- Hübner, Gerald (2013): Kommunale Intelligenz. Potenzialentfaltung in Städten und Gemeinden. Hamburg: edition Körber-Stiftung
- Offenberger, Monika (2014): Symbiose. Warum Bündnisse fürs Leben in der Natur so erfolgreich sind. München: dtv
- Ostrom, Elinor (1999): Jenseits von Staat und Markt: Die Verfassung der Allmende. Tübingen: Mohr Siebeck
- Ostrom, Elinor (2011): Was mehr wird wenn wir teilen. Vom gesellschaftlichen Wert der Gemeingüter. München: Oekom
- Rifkin, Jeremy (2014): Die Null-Grenzkosten-Gesellschaft: Das Internet der Dinge, kollaboratives Gemeingut und der Rückzug des Kapitalismus. Frankfurt/Main: Campus
- Rose, Carol (1986): The Comedy of the Commons: Commerce, Custom, and Inherently Public Property. Faculty Scholarship Series. Paper 1828. digitalcommons.law.yale.edu/fss_papers/1828 (Abfrage 15.08.2015)
- Yunus, Muhammad (2010): Social Business. Von der Vision zur Tat. München: Hanser
- Arnold, Walter/Lamparter, Fritz (1985): Friedrich Wilhelm Raiffeisen. Einer für alle – Alle für einen. Neuhausen-Stuttgart: Hänssler
- Pozzo di Borgo, Philippe/Vanier, Jean/de Cherisey, Laurent (2012): Ziemlich verletzlich, ziemlich stark: Wege zu einer solidarischen Gesellschaft. Berlin: Hanser